

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

301 (24.12.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Karlsruhe, den 24. Dezbr.

Nummer 301 — 1915

Ein Weihnachtstraum.

Von Epp Dertter.

Draußen erklangen die Weihnachtsglocken. Die feuchtkalte, dunkle Nacht taugte die Lüne auf. Sie verklungen, ohne einen Widerhall zu finden. Jahrhundertlang schon klangen diese Glocken und rufen ihr „Frieden auf Erden“. Und in jedem Jahre hallte ihnen der Lärm des Krieges als höhnende Antwort entgegen.

Verhalten, zaghaft, wie besäimt über die große Lüge, die sie verkünden, drangen die Lüne der Weihnachtsglocken auch in die Stube des vierten Stockes in einem Arbeiterwohnhaus. Die junge Frau, die in dem kleinen, ärmlich ausgestatteten, aber blitzblanken Zimmerchen saß, hörte die Klänge nicht. An ihr Ohr drang ein besseres Lied, als das Lied der Weihnachtsglocken — die leisen und regelmäßigen Klänge ihres Kindes. Ein einfaches Silberstück im Kinnchen haltend, lag der Kleine in seinem weiß gestrichelten Eisenbettchen. Seine Waden waren noch rot von der Aufregung der geringen Bekleidung.

Die Luft des Stübchens war erfüllt von dem starken Duft, der dem kleinen Sonnenbäumchen entströmte und der sich in der Zimmervärme stärker bemerkbar machte. Das Kind im Bette stöhnte leise. Die Mutter sprang auf und trat an das Bettchen. Die Atemzüge waren schon wieder regelmäßig. Sie strich dem Kinde die Haare aus dem Gesicht und senkte tief auf. Zurücktretend, hielt sie die Hand vor die Stirne, wie um Gedanken zu bannen, ging dann zum Fenster und zog den Vorhang etwas zurück.

Draußen lag schwarz die Nacht, wie ein dunkles Ungeheuer, das alle leichte Freude und alles einfache Glück geschluckt hat. Die junge Frau lehnte sich auf dem Stuhl am Fenster und stützte den Arm auf die Kommode, die in der Nähe stand. Sie träumte vor sich hin. Ihr Blick drang durch die Nacht; er eilte weit, weit in die Ferne. Endlich fand er den einen Punkt, den er suchte und machte halt in einem Schlingengraben. Dort suchte er und fand ihn, den er suchte. Er hätte fast den so Vertrauten nicht mehr erkannt. Die Gestalt stand in einem schlotternden um die Glieder hängenden, grauen und schmutzigen Mantel. Das Gesicht sah nur wenig aus dem hochgeschlagenen Krage hervor. Aber trotz des struppigen Bartes sah es bleich aus. Der Mund war bitter geschloffen und die Augen glühten düster wie in einem Fieber.

O diese Augen! Sie strahlten früher in Liebe und Güte. Was mußten sie gesehen haben, um diesen Ausdruck zu erhalten?

Marie, die junge Frau, sann und sann. Ihr Blick, der bei ihrem Manne weilt, umflog und umfingerte sie; er streifte die rauhen, schmutzigen Waden; er zog lieblos an dem struppigen Bart. Aber die Augen ihres Mannes behielten den glühenden, anlagenden und schmerzlichen Blick. Er erzählte ihr von Furzstücken: Durch den grauen, dämmernden Tag her heulten seinen Kameraden und ihm entgegen wie tausend Teufel einer losgelassenen Hölle die feindlichen Geschosse, schlugen ein, frachten auseinander und zerrissen Leiber, Leiber blühender Männer, der Kräger des kommenden Lebens. Und sie nannten diesen heulenden eisernen Mörder entgegen, trafen unterwegs auf Menschen, die sich als lebendige Mauer vor die Tod und Verderben schleudernden Maschinen pflanzten. Sie stürzten sich auf sie und kalte blühende Eisen drangen mit leisen, knirschendem Tone in Männerbrüste. Und die Durchbohrten rissen mit einer letzten Lebensäußerung an dem mordenden Eisen, um es aus der Brust zu ziehen. Aber dem zurückgezogenen Eisen drängte das Blut nach und rief in seinem unaufhaltbaren Strom das Leben mit sich. Der Blick ihres Mannes erzählte ihr von den blühenden Städten und Dörfern, die in Nähe gelegt, in Trümmer zerfallen waren. Er erzählte von der fruchtbaren Erde, die zerschnitten wurde von tausend Gräbern, die ihre Eingeweide hohlelegten, von dieser Erde, die seit Monaten mit Blut gedüngt und mit Menschenleichen befruchtet wird. Der Blick sprach von armen Frauen und Kindern, die aus brennenden Häusern flüchteten und auf der Flucht von nachfolgenden Granaten erbeutet und zerrissen wurden. Der Blick barmte die Hungernden, die ihr Ervold mit den letzten Resten ihres Kommissbrottes, selbst Hunger leidend, gespeist hatte. Der Blick ihres Mannes klagte ob des entsetzlichen Blutstromes, der sich über die Länder ergießt und sie und ihr ehemals so blühendes Leben mit allem, was es geschaffen und erhalten hatte und mit ihrer ganzen Zukunft zu ertränken drohte in einem Blutmeer, zu dem der Strom sich ausweitete.

Und der Blick fragte ein fürchterliches und erschütterndes Warum?

Marie erschauerte vor dem Blick ihres Mannes. Sie dachte der Begeisterung, die aus seinen Augen so oft gesprochen, der großen Menschenshoffnungen, die sie einst belebten und befehlten. Er sah hin zu ihrem Kinde. Vielleicht wird ihm der Friede auf Erden, von dem draußen noch immer die Glocken so einformig plapperten. Vielleicht wird in dem Blutmeer nicht das eine untergehen, das als großes, klingendes Wort, als heiliges, sein Leben hochhebendes Ideal in dem Herzen ihres Mannes gelebt hatte — der Sozialismus, der allein Frieden auf Erden ist und den Menschen ein Wohlgefallen.

Sie senkte tief auf. Ihr Herz, an dem die Bergsteifung rief und die bange Furcht um ihren Mann, um ihr kleines Kind, hatte wenig Hoffnung. Sie stützte den Kopf in ihre Hand und ließ Tränen um Tränen über ihre Wangen rollen.

Und das kleine Zimmer war plötzlich hell und licht. Als sie aufschah, erblickte sie ihren Mann. Er stand, wie früher so oft hinter ihr, sich über sie beugend, leicht die Hand auf ihre Schulter stützend. Seine Augen blühten sie erhellend.

aber so lieblich an und jetzt lag in ihrem Grund die große Hoffnung, die nicht mehr aus den Seelen der Arbeiter gelöscht werden kann. Und licht wurde es in Marie. Auch die Nacht um ihr floh. Ein glänzender Tag lag im Morgenrote vor ihr ausgebreitet. Weit sah sie hin über alle Lande, weit über alle Grenzen, und sie sah das neue Menschengeschlecht, dem kein Gott Erlösung gebracht — das sich selbst erlöst hatte.

Es schien ihr, als läge auf dem Antlitz des Menschengeschlechts noch die Erschütterung über das Furzstücker, das es zugelassen, womit es sich geschändet hatte. Aber aller Hände regten sich im emsigen Fleiß, Spuren zu vertilgen, die Schandmale waren und Denkmäler an ihren Stellen zu errichten, die Mahnmale sein sollten.

Sie sah auf den Feldern die Menschen beschäftigt, emsig und froh, Saat in den Schoß der Erde zu streuen und da und dort schon Gaben zu ernten, die die Natur bereits willig den Menschen bot. Sie sah in den Städten Güter erzeugen, die dem Frieden dienen und der Wohlfahrt aller. Sie sah über die Grenzen hin und her lange Züge fahren, die von Land zu Land brachten, was Fleisch und Geschick erzeugten. Friedlich tauschen die Menschen, was sie erbehalten konnten, gegen das, was sie brauchen. Aus Bayonetten und Kanonen schmiedeten reine rauhe Arbeiterhände Pflugshare und Sense, Hammer und Meißel. Sie sah weite Meere erfüllt mit Schiffen, die nach fernen Gestaden die Werke der Arbeit brachten und von ihnen holten, was so reich in fernen Ländern die Natur hervorbrachte.

Sie sah glückliche Menschen, gesunde Kinder, ergogen zur Menschlichkeit, Menschenachtung und zur Uebung jeder Solidarität; sie sah die Freude über dieses Leben auf allen Zügen, und es war ihr, als sähe sie die Herzen erfüllt von dem einen Willen für immer wahr zu machen: Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Und ihr Mann beugte sich weit über sie, drückte einen Kuß auf ihre Stirne und wies hinaus auf die neue Welt, die sich vor Marie ausbreitete. Sie hob den Blick hoch. Ein leuchtendes Morgenrot stand am Firmament und leichte Wolken schienen daran zu schreiben: Sozialismus! In Mariens Herz zog wieder ein die große, die einzige Hoffnung der Menschheit, sie lächelte zu ihrem Manne empor für diese Gabe, die er ihr gegeben. —

Im Bette rührte sich der Kleine. Der Mutter schartes Ohr hörte es sofort. Sie sprang auf und schüttelte den leichten Schlämmer ob, in den sie gefallen war. Draußen lag schwarz noch die Nacht. Die kleine Ranke erhobte dürrig die Stube. Der Kleine warf sich im Bettchen auf die andere Seite. „Papi“ — murmelte er im Schlafe.

Und die Mutter trat rasch an das Bettchen. In ihrer Seele war es so licht, die Hoffnung erfüllte sie. Sie strich leicht dem Kinde über das kranke, blonde Haar: „Still, mein Bub! Der Vater war da und hat der Mutter besichert.“ —

Und leise sang ihr Mund zum Schlafe des Kindes, was in ihrem Herzen klang und sang:

Aus der Menschheit Kreuzweg und Not
Ringen wir aufwärts. Und, was auch geschah —
In den Herzen die Hoffnung noch lebt:
Die Weihnacht der Menschheit ist nah!

Dermisches.

kg. Juder als Liebesgabe für unsere Krieger. Es ist bekannt, daß der Juder als reines Nahrungsmittel eines der wertvollsten Nahrungsmittel ist und den Vorzug hat, ohne Vorbereitung zum Genuß dienen zu können. Er wird sofort aufgefressen und reslos im Körper verbrannt, was der Körperwärme und der Muskelkraft zugute kommt, sobald der Nutzen, besonders für frierende und auch durch Anstrengungen erschöpfte Krieger begreiflich ist. In einer kleinen Notiz in der „Pharmazeutischen Zeitschrift“ wird darauf hingewiesen, daß die Gemütskräfte auf ihren wehrhaften Streifzügen nichts anderes als Juder und Speck mitnehmen, da sie diese Stoffe für nachherster halten als Fleisch.

In der jetzigen Kriegszeit ist der Juder immer noch als Nahrungsmittel sehr beliebt. Er stellt sich im Hinblick auf seinen Nährwert an Nahrungsmitteln und in bezug auf die Marktpreise billiger als Brot, ja sogar billiger als Kartoffeln, wogegen allerdings heute nicht viel gehört. Prof. Dunge meint, daß die Hausfrau aus Sparfamkeitgründen die Juderbrotte beständig offen für alle hinstellen solle, denn billiger als mit Juder kann man in der Umkleidekabine nicht satt machen. — Dazu kommt, daß dieses Nahrungsmittel leicht mitgeführt werden kann. Es verlangt wenig Raum und hält lange vor. Außerdem ist für den reichlichen Verbrauch von Juder als Nahrungsmittel für Deutschland der Umstand bestimmend, daß dieses das am meisten Juder erzeugende Land ist, jedoch hier ein Mangel, der bei anderen Nahrungsmitteln eintreten kann, kaum zu befürchten ist. Um so verlässlicher ist es, daß der Preis durch Spekulation künstlich in die Höhe getrieben wird und es ist unbegreiflich, daß die Regierungen nicht schon längst dagegen eingeschritten sind. — Der Wert der überall empfohlenen Schokolade beruht in erster Linie auf dem Judergehalt. Wichtiger ist es, den reinen Juder als Ersatz dafür ins Feld zu schicken. Vorzugehen ist an Stelle des häufig mit gesundheitschädlichen Farbstoffen gebläuten Würfelzuders der weiße Kandiszuder in großen wasserklaren Kristallen.

Man hat gesagt, daß der Juder für die Zähne schädlich sei. Das stimmt auch insofern, als febrige Süßigkeiten, von denen zwischen den Zähnen Reste zurückbleiben werden, diese angreifen. Dazwischen liegen Kuchen, Gebäcke, Schokolade usw. Meiner Juder tut das niemals. Es werden Menschen angeführt, wie der Herzog von Bedford, der 40 Jahre lang täglich über ein Pfund Kandiszuder verzehrte und 70 Jahre alt wurde. Er behielt bis zu seinem Tode sämtliche Zähne in tadellosem Zustande. Prof. Winter weiß von einer 73jährigen Schwedin zu erzählen, die täglich zwei Hände voll Würfelzuder aß und sich eines vorzüglichen Gebisses erfreute. Auch für die allgemeine Gesundheit ist der Genuß von Juder von höchster Bedeutung. So berichten manche Aerzte von leidenschaftlichen Juderessern, die sehr alt geworden sind.

* Jahn Löwen vergiftet. Eine Schar von dreißig Löwen, zehn an der Zahl, waren infolge des Krieges im höchsten Grade mitleidig geworden. Sie gehörten dem Tierbändiger Kuschland in Berlin und hatten keine Nahrung mehr. In einem engen Stalle an der Pellermannstraße in Berlin war ihnen eine notwendige Unterkunft bereit worden. Hier konnten sie von der fernen Wüste träumen und von fetten Jagdgründen an den Ufern des Kongo oder des Sambesi. Vor allem aber mußten sie ihren Hunger begehnen. Denn ihr Bestier konnte ihnen nicht länger die Nahrung beschaffen, die sie nötig haben. Es wurden zwar mehrfach für diese armen Löwen Sammlungen eingeleitet. Aber wer hat in diesen Kriegsjahren, in denen so viele Menschen Not leiden, für hungrige Löwen etwas übrig? So mußten schließlich die armen Tiere in bessere Jagdgründe geschickt werden, und dies geschah dieser Tage, indem man den Löwen der Wüste ein schmerzliches Gift verabreichte, dem sie schmerzlos erliegen sind. Das einzige, was dem Tierbändiger von seinen Löwen jetzt noch übrig geblieben ist, sind die schönen Felle, die er nun an den Mann zu bringen sucht.

Aus feldpostbriefen.

* Genuß im Schlingengraben. Aus einem Privatbrief unseres Redaktionskollegen Hermann Winter werden uns folgende Zeilen zur Verfügung gestellt:

Schlingengraben, ... 1915.
Mein Lieber! Dein Kalbskopf verhilft mir heute abend zu einem großen Genuß. Mit einiger Phantasie wird es mir vielleicht gelingen, mich bei der Zugesmit-Führung dieser meiner Beispielfe in eines der karlsruher Restaurants —ardon! — Donnerwetter: Verzückung! — Verfügnungsanstalten zu versetzen, wo ich sie in normalen Zeitläuften so oft berecht habe. Ich brauche dich die Regentropfen, die mit beunruhigender Dauerhaftigkeit von der Decke meines „bombensicheren“ Unterstandes auf das Briefpapier herabströmen, als nicht herabströmen zu denken, das Heiß-Moodinstrument in der Ecke, das meinen Augen bittere Tränen entlockt, für eine Dampfheizung ansehen, die Zeitungsunterlage auf dem sogenannten Tische als ein weiches Kissen, und so noch verschiedenes andere für verschiedenes andere zu betrachten, und ich sitze ich in einer gemütlichen Bier- oder Weinbeize der Wüste. Also herzlichen Dank für die Sendung; ich werde sie im Sinne ihrer Vorgängerinnen mageligen. Besondere Freude machte mir dein Brief. Eine Liebesgabe ohne Begleitfremden ist nur ein „viertelteser“ Genuß eine mit einem kurzen Genuß, ein halber, und erst jetzt mit einem Brief ein ganzes, wenn nicht doppelter Genuß. Das geht nicht nur mir so, ich habe es immer auch bei Kameraden beobachtet, wie eine gewisse Enttäuschung auf jedem Gesicht zu lesen ist, wenn der Absender nicht auch ein paar Worte für den Feldpostboten übrig hat.

Ich kann dir die freudige Mitteilung machen, daß ich seit gestern das Studium der militärischen Gemeindefeit weit unter mir gelassen und mich in die erhabenen Sphären des Geistesreiches hinaufgeschwungen habe. Ich bin mir der Bedeutung dieses Bandes voll bewußt. Nenne ich doch meinen Wallenstein, wo es heißt: „Wer's erst zum Korporal hat gebracht, der steht auf der Leiter zur höchsten Macht“. Auch muß ich der Versicherung des großen Friedrich glauben, daß ich den Marschallstab im Tornister trage. Dieser Stab dient in unserer praktischen Zeit allerdings vorerst zum Selbstbau und führt den Namen Selbstbau und Hering. Über der erste Schritt zur Metamorphose dieses Stabes ist getan, und falls der Krieg sich wirklich zu einem dreißigjährigen ausbreitet, ist es nicht ausgeschlossen, daß ich meine Tage ruhmvoll als Marschall ende, nachdem ich noch der letzten englischen Kräftefelle das „Gas abgedreht“ habe. Per aspera ad astra! Zu beifzug: Aus dem Champagneschäum zu den Sternen, aber: dem Verdienst keine Krone; mir sogar zwei Kronen, eine rechts und eine links am Nacken. Ja, Du wirst mich ordentlich beneiden; denke Dir, nur, daß jetzt alle „Gemeinen“ unter mir stehen. Somit bin ich Vorgesetzter von mehreren Millionen Soldaten. Mehr kann man fürs erste nicht wollen. Angenehm empfinde ich auch die damit verbundene Erhöhung meiner Wohnung, die ich mir auf ein eigenes Postfachkonto überweisen lassen will. Ich bin dadurch in der Lage, mich an der nächsten Kriegsanleihe mit einem weit höheren Betrag zu beteiligen, als die letzten viermal. Du mußt aber meinen Besornten gegenüber von meiner Verbesserung kein Aufhebens machen; sie könnten, weil ich nun so hoch gestiegen, aus Ehrfurcht ihre Liebesgaben sendungen einstellen. Vielleicht würden auch einige Damen um Autogramme — deutsch: hausgemachte Infanterieheften — von mir bitten, und wir können das Papier doch so gut brauchen. Nein, ich will in Bescheidenheit meine neue Würde tragen, und wenn ich demnach auf Urlaub durch die Straßen der Wüste ziehe, ganz so tun, als wenn gar nichts Besonderes geschehen wäre. — Du fragst mich, ob bald Aussicht auf Frieden vorhanden ist. Da kann ich Dir die tröstliche Antwort geben: Ja! Ich will Dir sogar verraten — aber ganz unter uns, und Du darfst es beileibe nicht weiter erzählen, — daß die Latzade des Friedensschlusses in den Köpfen der Beteiligten bereits fix und fertig ist; nur über seine Fäderung konnten sich die leitenden Kreise bis jetzt noch nicht einigen. Nach Behebung dieses rein formalen Gemütsfusses kommt aber alles ins Wei. Ein Mannheimer, dem ich neulich diese selbe Auskunft gab, hat gestern zur Nacht in meinem Unterhand eine Liebeszigarre geraucht. —

Nochmals herzlichen Dank und viele Grüße
Dein Winter.

Heiteres.

Kriegshumor. Aus dem „Simplicissimus“: Zum zweitenmal zu den Schiffern eingezogen, nahm ich mir Goethes „Faust“ mit als Sorgenbreder für alle Fälle. In Maßland wurde ich eines Tages krank und mußte ins Flevier. Da eine Stube noch nicht eingerichtet war, betteten wir uns in einem selbst nach unsern Begriffen ganz nett gepflegten Garten. Ich griff zu meinem „Faust“, las einige Seiten, legte mich dann lang ins Gras, ließ mich von der prachtvollen Marianne beschmeißen und überdachte das Gelesene. Plötzlich höre ich neben mir eine Stimme:

„Du, derst ich mir dei Buch mal nehmen?“
„Bitte schön!“ sagte ich.
Darauf entspann sich folgender literarischer Dialog:
„Du, sag mal, was is denn dei eijentlich?“
„Goethes Faust.“
„Det is wohl so wat Aehnliches, wie Schillers Werke, wat?“
„Ja, gewiß, ähnlich schon, aber doch ganz etwas anderes.“
„Na, denn haßt's man wieder — is dacht, et wär wat aum Reien.“